

Nr. 20. Bromberg, den 26. Januar. 1934



Roman von Hans Friedrich Blunck.

(14. Fortsetzung.) ———

11.

An jenem Sonntag, an dem Hein Hoyer die Plünderer aus Eimsbüttel und Harvestehude vertrieben hatte, kehrte er erst spät am Abend in die Stadt zurück. Die Knechte hatte er als Wachen draußen auf den Höfen belassen, nur wenige Getreue waren zu seinem eigenen Schutz bei ihm geblieben.

Der Hauptmann ritt in friedloser Gereiztheit heim.

Das Pferd hielt scharrend vor der Tür; der Knecht kam nicht gleich, Hoyer sprang ab und führte es einige Schritte auf und ab. Nebel duftete über der regenfeuchten Erde; im Garten standen Bäume und wiegten die Arme im Schlaf. Da löste sich plötzlich eine dunkle Gestalt aus den Schatten, wie aus seinen Gedanken sprang sie auf Hoyer zu.

„Avelke!"

Sie fuhr zurück. „Nenn mich nicht, du!"

Hoyer neigte das Haupt, ihn dürstete nach ihrem Atem.

„Daß du zu mir kommst", sagte er und sah auf ihren Mund und auf ihre blassen Hände.

„Wo ist Wessel?" wiederholte das Mädchen, und packte nach seinem Arm.

„Ich weiß es nicht!" Wie ein Verwundeter flehte Hoyer. „Warum fragst du danach?"

„Du weißt, wo er ist!"

„Er sprang ins Wasser, weiter weiß ich nichts!"

Ihre Stimme brach vor Haß, die Hände nestelten am Gurt. Jetzt will sie dich töten, dachte Hoyer blitzschnell; unter ihm schien der Boden zu beben wie von Rädern, die durch die Tiefe fuhren.

„Was ich tat, war um der Freiheit willen", sagte er trostlos. Seine Lider blieben halb geschlossen, eine Ewigkeit dünkte ihn die Zeit. Da sah er, wie dem Mädchen die Arme hinabsanken; langsam, ganz langsam glitten sie nieder, als hielte das graue Tuch sie auf. Ein Schütteln lief ihr vom Haupt bis in die Hände.

„Warum bleibst du nicht", fragte Hoyer mühsam.

Das Mädchen schien einen Augenblick zu zögern, wollte noch etwas sagen; dann wandte sie sich, ihre Füße glitten unhörbar in die Schatten.

Der Knecht stand neben dem Hauptmann. „Gebt mir das Pferd, Herr, Ihr seid sehr müde." —

Der Zusammenbruch der Brüderschaft hatte Avelke Wichert wie eine Geißel getroffen. Hein Hoyer war's, der sie unselig geschlagen hatte; in die Scham über den Schmerz mengte sich ein leidenschaftlicher Haß gegen den, der die Freunde wie ihren Vater überwunden hatte.

In der Stadt waren wilde Gerüchte im Schwang über des Hauptmanns harte Hand gegen die Gefangenen und über Klaas Wessels Ende. Niemand wußte aber etwas Bestimmtes. Da hatte Avelke sich aufgemacht und suchte den Schreiber in Leid und Verzweiflung. Die Gemeinsamkeit der Demütigung durchflutete sie mit einer Hingebung ohnegleichen; Armut war ihre Verzückung, sie haßte, was nicht, wie Wessel, zum Anfang zerbrach.

Avelke Wichert hatte viel nach dem Verschollenen gefragt, auf den Straßen und unter den Männern, die zu Bekerholt gehalten hatten. Man sah sie kalt oder mitleidig an und schüttelte die Schultern. Da ging sie weiter, von Haus zu Haus horchend, auch wenn die Straßen schon dämmerten. Denn ihre Stunden waren voll Sehnsucht, sie hätte ihr Haupt an die Dunkelheit legen und horchen mögen, was der tat, den ihr Herz suchte.

Einmal, gleich nach Mitternacht, verhielt das Mädchen den Schritt. Aus einem verhangenen Fenster kam Lautenklang. Sie lauschte; wie im Traum trat sie ins Haustor, kaum achtend, daß es nicht verschlossen war. Ein Duft von Früchten umfing sie im Flur, ihr Fuß eilte, ihr Mund öffnete sich zum Jubelruf, sie stieß eine Tür auf.

Klaas Wessel sprang vom Lager, als sie eintrat, die Laute klirrte auf den Tisch. „Bist du gekommen?" Seine Fragen überstürzten sich. „Hat Tunderstede dich gefunden, hat er dir gesagt, daß ich hier bin? Wie kamst du herein?" Er schloß sie an sich, und das Mädchen wehrte sich nicht, sah fast erstaunt, daß es in des Ratsschreibers Heim war.

„Ich hörte dich spielen, darum kam ich!" Avelke blieb mitten im Zimmer stehen; ihr Blick senkte sich, sie dachte an eine geheime Gewalt, die ihr Gefügigkeit befahl.

„Spiel weiter!" flehte sie, als zerstörte das Schweigen eine liebe Macht.

Wessel griff zur Laute, voll Furcht, das Glück, das aus ihrer Nähe strömte, könnte zu Schatten werden. „Avelke!" rief er wieder. Von ihrem Haar, das dunkel gescheitelt lag, fielen Locken über die demütige Stirn. Sie beugte sich zu ihm, ganz dicht, fast berührte ihn ihr Angesicht.

„Was soll ich?"

Die Laute glitt aus seiner Hand. Er zog Avelke zu sich, und sie schmiegte sich an ihn. Einmal reckte sie sich und fuhr mit den Händen über die Stirn, um gleich wieder in ihr Sinnen zu versinken. Ihr Blick umklammerte des andern Gesicht, ihre Arme, ihre Worte wehrten sich noch, aber über all ihre Macht flammte sein Frohlocken.

Am nächsten Abend, einem Montag, verließen Klaas Wessel und Avelke mit fallender Dunkelheit Herrn Tunderstedes Haus. Der Alte schaute ihnen in Verwunderung und erleichterter Selbstzufriedenheit nach, denn er blieb ein geziemlicher Bürger, dem schon der flüchtige Wessel viel Kopfzerbrechen gemacht hatte. Er war bedrückt, daß solch ein feiner Spielmann von ihm zog, und kindlich erstaunt über so viel Jungfrauenliebe in wilder Zeit.

Draußen vor der Stadt gingen die beiden Hand in Hand und küßten sich im Wandern. Versprengte vom sonntäglichen Kampf lagerten noch im Dickicht; sie riefen Klaas Wessel, aber er wich ihnen aus. Seine Sinne, von Liebe erfüllt, bedurften keiner Wunder und Verheißungen mehr.

Bei Winterhude lag eine alte Mühle, zerfallen und verlassen, in der sie sich für die erste Nacht zu bergen hofften. Sie gingen ihr singend entgegen, in drolligfroher Erhabenheit. Der Mond leuchtete über ihren Weg, über die Wiesen und die dunkel aufstehenden Eilande der Büsche.

*

Hein Hoyer rettete die Stadt.

Es war, als seien eiskalte Hände um seine Kehle gelegt, die zupackten, spräche er ein helles Wort. Aber er befahl, und Ordnung faltete sich aus der Wirrsal. Er versuchte das Leben der Gemeinsamkeit zu halten, stützte der Brüder Freiheit und gab ihnen, was sie von ihm heischten. Aber die Menschen verzagten bald, ihr trunkener Glaube hielt vorm Alltag nicht Stand. Umkehr war über sie gekommen; sie begriffen nicht mehr, was sie gewollt und gewonnen hatten. Der ewige Traum, der die Menschen von Flut zu Flut in ferne Verheißungen lockt, ermüdete wieder vor der drängenden Not aus allen Winkeln.

Nur die Gewaltsamkeit gärte noch, ein Haß aller gegeneinander, Befehdung und Unfriede. Die einige Kraft der Stadt lag darnieder, und doch war die Gefahr nie größer gewesen, die Freiheit, die gewonnen war, um der Freiheit willen wieder zu verlieren. —

Hein Hoyer rettete die Stadt.

Er befestigte in fieberhafter Arbeit die aufrührerische Macht gegen Älterschaft und Könige. Er ließ sich von Bekerholt alle Gewaltsamkeit abschwören und gab ihn frei, er dämpfte den Widerstand der Geschlechter, und sein leidenschaftlicher Glaube, seine wild-ehrliche Bekennerschaft brachten es dahin, daß die sechzig Artikel eherne Grundlage der bürgerlichen Rechte wurden. Das Gottesgnadentum der Herren war gestürzt; Volk und Volkes Rat übernahmen zum andernmal die Staatshoheit. Das war im Jahre vierzehnhundertzehn.

Hein Hoyer rettete die Stadt.

Seeräuber lagen vor der Elbe in fremder Herren Sold. Er raffte alle Kräfte, die der lahme Wille der Bürger aufbringen konnte, zusammen, fuhr mit drei Koggen aus und jagte den Feind bis unter die englische Küste. Kaiser und Städte, die schon Acht und Verhansung erwogen, erhielten Briefe über die neue Ordnung und schoben ihr Vorhaben auf.

Nur die dänische Gefahr wurde drohender als je. Zu Lande war die Stadt ohne Schutz; Holstein lag offen, und die Bürger waren übermüdet von den Kämpfen der letzten Jahre.

Hein Hoyer rettete die Stadt.

Seine Augen folgten Tag und Nacht gespannt dem Schachspiel der Zeit, seine Hände schienen immer zum Schlag geballt. Aber in seinem Herzen blieb er ein Einsamer ohne Weg und Freude; als rastloser Wanderer pilgerte er über seines Lebens Heide.

Eine Weile nach dem Streit um Harvestehude, an einem müden Tag, ritt er mit Herrn Esturny den Weg zu den Hamburger Wäldern. Der andere bog zum Kloster ab, Hein Hoyer trieb es weiter zu den Tieren und Bäumen, die älter sind als die Menschen. Er suchte den großen Schlafwald, der alle Müdigkeit abnehmen soll.

Hein Hoyer trabte durch das Brookland. Nahe einer Hütte sah er Avelke Wichert im Moos, eines Burschen Haupt lag ihr im Schoß.

Er erkannte die beiden mit einem einzigen Blick und ritt weiter. „Mein Gott", dachte er, „warum weist du sie mir?" Seine Gebärden erstarrten, sein Mund war halb geöffnet und bewegte sich wie im Krampf.

„Mein Gott", stöhnte er.

Das Mädchen, um deswillen er verzagte, schaute ihm wehrend nach. Dann lachte sie auf, hob das Haupt in ihrem Schoß und küßte den Träumenden.

„War's nicht ein Hufschlag?" fragte er.

„Der Grindel ritt vorbei, der große Grindel!" —

12.

Das Jahr 1410 bedeutete für Hamburg die letzte der Wandlungen vom Geschlechterstaat zu den bürgerlichen Jahrhunderten. Rat und Volk wurden eins fortan, ein neuer Geist rang im Vormärz der Reformation.

Kämpfend begann die junge Zeit; ihr Schwert lag in Hein Hoyers Hand. Rastlos, übermenschlich arbeitete er, am härtesten gegen Gleichgültigkeit und Erschöpfung. Denn die Menschen wuchsen erst langsam in den Gedanken, daß Freiheit Wunder der Geistigkeit will. Ja, körperlich rang Hein Hoyer mit der Not, die übergewaltig auf ihn eindrang, von innen und außen. Er sorgte als Ratsherr für die Speisung der Stadt, er schanzte als Soldat und baute mit den Bürgern neue Häuser vor den Toren. Er suchte Einigung, ließ Bekerholt nach England fahren und duldete, daß bewährte Ratsmänner wieder berufen wurden. Lehrend und predigend peitschte er sein Volk aus der Ohnmacht der Zweifler auf.

Sorgen drängten und wuchsen und verzehrten Hein Hoyers Tage, alle Sehnsucht erstickte an ihrer Last. Nur mitunter gab es Stunden, da litt er wie ein Knabe an seiner Einsamkeit, da brachen alle Wünsche auf und verströmten wie rotes Herzblut von seiner Kraft.

In einer solchen Nacht ging der Hauptmann auf eine flämische Hulk, die am Hafen lag.

Meister van Straaten hieß der Schiffer, der gegen Gold Bilder zu lebendigem Leib zu erwecken versprach. Ein eifernder Geistlicher hatte ihn an die Kette legen wollen um der Hexerei willen, die er betrieb, so hatte der Hauptmann von ihm erfahren.

Und Hoyer gab ihm ein Alrünekeu, dessen Gesicht wie ein Mädchenantlitz war, und versprach ihm sein halbes Gut, wüßte er ein Wesen zu gestalten, das jener, an die er dachte, gleichkomme.

In der dunklen Bootskammer brannte ein Feuer, das mit eigentümlichem Singen unter dem Kessel hin- und herschoß. Blut hatte der Alte mit Bilsenkraut, Schierling und allerhand Kräutern gemischt und darein das Wesen gebettet, das er leise in flämischer Zunge besprach. Hoyer sah ihm zu, er starrte in die Flammen, bis rote Kröten drin tanzten und Raum und Meister zu kreisen begannen. Aber das Mädchen, das er suchte, sah er nicht.

„So ist Eure Liebe taub", sagte van Straaten, „oder sie brennt nicht hell, dunkle Flecken und Zauber umhüllen sie".

„Ihr seid ein Schelm, Meister!"

„Nein", antwortete der, „aber kennt Ihr ein Wunder ohne Glauben? Heißt Ihr mich Schelm, werdet Ihr niemals von Geist zu Geistern sprechen."

„Wer sprach zu ihnen?"

„Es waren manche bei mir, denen sie Antwort gaben, Lebende und solche von jenseits der Erde."

„Ich will mehr, ich will sie einfangen, die du rufst."

Van Straaten warf grünes Wachs ins Feuer, daß der Sud zischend aus dem Topf rieselte und bleiche, verängstigte Schatten über die Decke sprangen. Gestalten kamen und zergingen im Dunkel, Spinnen, Köpfe von Menschen, braun oder bleifarben.

Hoyer atmete von den Dämpfen, daß der Kopf ihm springen wollte. Erde schien durch die durchsichtig werdenden Planken; mausgrau breitete sich eine Tiefe vor ihm aus.

„Avelke!" rief der Hauptmann.

„Ich sehe niemand", ächzte van Straaten. Seine Stimme klang wie betäubt vom Rauch.

„Sahst du sie?" fragte van Straaten.

„Ich weiß nicht, wen ich sah", antwortete Hoyer, und seine Stimme klang wie springendes Glas.

„So hat sie eine Mutter, die dich abwehrt?"

„Ihre Mutter starb."

„So ist es noch nicht lange, daß sie starb; komm zu besserer Stunde wieder, der Morgen dämmert!"

Hein Hoyer stolperte über den Laufsteg zum Kai, er lief wie in halbem Schlaf.

Herbst steht draußen im Land, die Sonne hängt feucht in seinen Dämpfen.

Ein Trupp fahrenden Volks zieht auf hochgetürmten Karren über die Heide. Klaas Wessel stapft neben dem Wagen her und zupft mitunter an einer vergriffenen Laute; der dicke Bas reitet trübsinnig dem Trupp voran, sein Mantel treibt im Wind und bauscht sich auf, daß die Frauen auf den Wagen über ihn lachen und doch auch scheltend ihr flatterndes Haar unterm Stirnband sammeln.

Klaas Wessel blickt zögernd zum Zeltkarren auf; er spielt ein Lied, das einst seiner Liebsten Freude war. Aber der West verwehte es wohl, Avelke schaut müde einem Dorf entgegen, dessen Eichen sich unter die tieftreibenden Wolken neigen. Da seufzt der Bursch, wirft verdrossen die Laute über die Schulter und läßt das graue Gesicht zur Brust sinken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Letzte.

Skizze von Ernst Zahn.

Mauritz Felber hat sich ins Innere seiner alten Droschke gesetzt. Es beginnt leise zu schneien, und der alte Mauritz ist müde und schläfrig. Wenn ein Fahrgast kommt, wird der mich schon wecken! denkt er und sieht sich zum Überfluß noch einmal um. Aber niemand ist in der Nähe, der etwas von ihm will.

Über die Hauptstraße tobt der Lärm der Großstadt, Kraftwagensignale, Straßenbahngerumpel, Knarren der Lastwagenräder und der summende Wirrwarr des Fußgängerverkehrs. An der Ecke, wo die alte Kanonengasse in die laute und vornehme Straßenschwester mündet und wo der Droschkenkutscher Felber seit dreißig Jahren seinen Halteplatz hat, ist es still und fast menschenleer. Nur die kleine Anneliese, Mauritz' Enkelin, blond, dunkeläugig, ein warmes Wolltuch um den Oberkörper gebunden, kommt die Gasse herunter gelaufen. Sie rennt häufig dem Großvater nach und kennt keine größere Freude als, wenn er nicht auf Fahrt ist, in sein Fuhrwerk zu klettern und sich einzubilden, dieses sei ausgerechnet für sie da.

Schon steht sie jetzt auf dem Trittbrett, das hübsche Gesicht flockenfeucht. Eine Strähne ihres Ringelhaares klebt gelöst an der zarten Wange. „Schläfst, Großvater?" fragt sie den in seinen dicken Radmantel geduckten Alten.

„Beinahe", brummt er, rückt aber beiseite, um ihr Platz zu machen.

„Hast nicht zu fahren?" fragt sie redselig.

„Noch kein einziges Mal heute", klagt er und gähnt dazu, obschon er kein fauler Mann ist. Er fühlt sich heute sonderbar matt und unlustig.

„Das machen die Autos", meint altklug die Kleine.

Früher waren wir unser sechzig", erzählte Felber, fast zu sich selber sprechend. „Jetzt bin ich allein noch da."

Anneliese sieht sich im Wagen um. Seine Polster sind abgeschabt. An einem Sitzkissen quillt Stroh heraus, und am aufgeschlagenen Verdeck springt das Leder. Sie sieht unwillkürlich auch den Großvater an, aber sie sagt ihm nicht, was sie denkt; sie weiß, er würde seufzen: Ausbesserungen kosten Geld; das lohnt nicht mehr. Dann geht ihr Blick über den niedrigen Bock hin zum Pferde, einem Schimmel, der gleich seinem Herrn in wintrigen Hüllen fast ertrinkt.

„Der ‚Kaiser' ist auch schon alt", plaudert sie.

Der Gaul, der den hochfürstlichen Namen trägt, steht da wie verhagelt, Kopf und Schwanz hängen zu Boden. Was dazwischen ist, tragen die steifen Beine wie einen schweren Sack.

„Bald zwanzig", bestätigt Mauritz. Dabei sinkt ihm der Kopf seitlich ans Verdeck.

Die kleine Anneliese macht weite Augen. Dann kommt auch über sie ein Schlafbedürfnis. Kein Wunder — bei dem leisen, wiegenliedhaften Rieseln der Flocken, bei der dumpfen Luft, die unter dem Wagenverdeck herrscht, und bei der Tatsache, daß sowohl der Großvater nickt als auch draußen im Schnee „Kaiser", das Pferd.

Als die Kleine sich an den Alten herannestelt, legt er, halb duselig schon, den Arm um sie: „Wickle dich nur ein!" murmelt er und legt den schweren Kragen seines Radmantels eng um die Enkelin. Eine sonderbare Wärme durchflutet ihn, wie etwa, wenn er in früheren, guten Zeiten einen ersparten Hunderterschein auf die Bank getragen hat. Die kleine Anneliese gehört zu den Gewinnen seines Lebens. Es ist schön, so etwas Junges, Zutrauliches neben sich zu haben. Er hat das Gefühl, sie recht warm einpacken zu müssen; aber er denkt und handelt eigentlich wie in einem Traum, ohne rechten Willen und ohne die gewohnte Kraft. Das ist seit Tagen so. Das Herz will nicht mehr, sagt der Arzt.

Eine Weile nur, dann schlafen sie beide, der Mann und das Kind.

Still, emsig rieseln die Flocken.

„Kaiser", der Schimmel, wechselt zuweilen von einem Hinterbein aufs andere, wenn die Last seiner Decke, auf die der Schnee eine zweite webt, immer fühlbarer wird. Dann rauscht eine kleine Lawine zu Boden. Und wieder manchmal schüttelt „Kaiser" den Kopf und spitzt die Ohren, auch da den Schnee von Stirn und Mähne werfend. Er ist das lange Stehen gewöhnt; aber heute wird es dem Alten doch ungewöhnlich sauer, und einmal legt er sich sogar in die Deichsel und zieht an, daß der Wagen einen Ruck bekommt, drinnen der Kutscher aus seinem Dusel auffährt und nach der Bremse am Bock greift, um sie fester anzuziehen. So wenig bei Sinnen und bei Willen ist aber Mauritz Felber, daß er die Bremse auf- statt zudreht. Dann sinkt er mit einem seltsamen Laut in seine Wagenecke zurück, die kleine Anneliese noch gerade wieder ertastend, die im Schlaf leise lacht.

Still, emsig rieseln die Flocken.

Zwei Schulknaben kommen des Weges. Sie werfen sich mit Schnee, haben rote, kerngesunde Gesichter und übermütige Augen. „Hüh!" ruft der eine im Vorbeigehen dem Droschkengaul zu.

„Kaiser" fährt zusammen, fährt auf, fährt an. Es ist ihm, der Meister habe befohlen. Und die Glieder sind ihm so steif, der Leib so schwer, daß er gleich einer befreiten Kugel ins Rollen kommt. Einmal im Gange, schlägt er einen Galopp an, einen ganz jugendlichen Galopp

„Kaiser" kennt die Stadt. Jedem Hindernis, jedem entgegenkommenden Fahrzeug weicht er aus, galoppiert weiter, bis die Straße sich senkt. Dort geht es dem Stadtwald zu, den schönen Wandelwegen der Sonntagsbummler.

Steil hinab geht hier die Fahrt. „Kaiser" wundert sich in seinem Pferdegehirn, daß der Meister die Bremse nicht anzieht. Und plötzlich spürt er an seinen Hinterbeinen einen harten Schlag: Ein Strang hat sich gelöst, und das Wagenscheit schlägt ihm ein-, zweimal gegen die Knochen. Das Pferd erschrickt. Schwer drückt der Wagen hinter ihm. Wie närrisch saust „Kaiser" mit ihm straßab. Das Scheit peitscht ihn.

Niemand zügelt ihn, niemand zieht die Bremse. Drinnen im Wagen schläft die kleine Anneliese. Jugend schläft fest. Und drinnen im Wagen wacht Mauritz Felber nicht auf. Das Herz, dessen Schlag immer leiser geworden, steht still. Tote schlafen fester noch als Kinder.

In den Straßen wenden sich Leute um, verfolgen das dahinstiebende Gefährt mit den Blicken. Einer eilt eine Weile nach. Aber „Kaiser" ist heute schnell wie ein Rennpferd. Schon hat er die Stadt hinter sich gelassen. Schon biegt er in eine Waldstraße ein.

Höher liegt hier der Schnee. Die Straße ist wieder eben. Tannen stehen zu beiden Seiten, hoch, verschneit, stocksteif.

Des Schimmels Flanken fliegen. Dampf raucht aus seinen Nüstern. Auf einmal schwankt er nach rechts, nach links. Die Deichsel kracht. Ein neuer Ruck. Unter einer uralten Kiefer, seitab vom Weg, bleibt der alte „Kaiser" liegen. Quer sperrt der Wagen die Straße.

Die kleine Anneliese ist emporgefahren Was war das? Hat sie geträumt? Aber der Wagen fährt nicht. Und der Großvater schläft noch immer. Da legt auch sie den Kopf in seinen Mantel zurück. Sie schlummert nicht mehr ein, liegt nur, äugelt ins Halbdunkel und hört den rieselnden Schnee.

Minuten vergehen. Da ertönt ein Hupen und das Stampfen und Stoppen eines Kraftwagens. „Was ist denn da los?" fragt eine Stimme. Ein Mann besieht das tote Pferd, und beugt sich unter das Wagenverdeck.

Die kleine Anneliese ist ein wenig erschrocken. Aber der Fremde hat ein gutes Gesicht. Zutraulich löst sie sich aus den Hüllen. „Großvater", mahnt sie, „du mußt fahren!"

Da hebt sie der fremde Mann schon aus dem Wagen und stellt sie in den Schnee. Sie sieht den „Kaiser" liegen. Die Zunge hängt ihm aus dem Maul. Schon haben Flocken ihn fleißig bestreut, schon trägt er an Ohren und Mähne weiße Krausen. Und wie — wie sind sie denn allesamt in den Wald gekommen?

Der Fremde macht sich am Fuhrwerk zu schaffen. Jetzt beugt er sich zurück, wendet sich zu dem verängstigten Kinde: „Wie kommt ihr hierher? Was ist denn mit euch?"

„Der Großvater wartet auf Kundschaft", gibt Anneliese Auskunft

Rührung erfaßt den Fremden. Er merkt, daß die Kleine nichts ahnt. „Wie heißt der Großvater?" fragt er.

„Mauritz Felber", antwortet die Kleine. „Er ist der letzte Droschkenmann in der Stadt. Er ist stolz, daß er immer noch da ist."

Der Fremde sieht ein, daß er allein die Fuhre, die da am Ende angelangt ist, nicht fortbringen kann. Er will Hilfe holen. „Komm!" mahnt er rasch entschlossen das Kind und setzt es ins Auto, setzt sich selber zu ihm.

„Der Großvater —" widerstrebt Anneliese.

„Der Großvater schläft", antwortet der Fremde.

Der Kraftwagen biegt über den Waldsaum um das Fuhrwerk herum.

Der kleinen Anneliese helle Augen strahlen: Hei! Zum ersten Mal fährt sie in einem Auto! Lang vor dem Großvater wird sie wieder in der Stadt sein. Und sie findet das Auto und das Neue herrlich, herrlich unbewußt die neue Zeit, so herrlich, daß sie gar nicht mehr an den Großvater denkt und nicht mehr an den alten, weißen „Kriser" am Boden im Schnee.

Still ist der Wald. Steif und verschlafen stehen die Tannen und Kiefern. Still und emsig rieseln die Flocken über sie und das weiße Pferd und das Lederverdeck, unter dem der letzte Fuhrmann — schläft.

Der Held im Speisewagen.

Einem Erlebnis nacherzählt von **Edmund Castelli.**

Wenn ich heute an ihn denke, an diesen „Held im Speisewagen", so finde ich, daß er eine ausgemacht ulkige Motte war, ein tolles Haus, ein merkwürdiges Huhn, ein seltener Zeitgenosse. Ob er aber übrigens so selten ist, weiß ich nicht einmal! Vielleicht gibt es solche Jungens öfter, vielleicht kennen auch Sie einen Kerl in dieser Art. Und sind sogar schon einmal mit ihm gereist.

Er kam in das Abteil und begann auf der Stelle mit seinem Betrieb. Schmuste alle an, hatte für jeden eine Bemerkung, reichte Zigaretten herum und knüpfte ein Gespräch an. Mit einem biederen Mann aus Koblenz. Soviel ich hörte, hatte dieser Mann sehr viel Schweine zu Hause. Er interessierte sich auch ausschließlich für Schweine, sprach über die Schlachtpreise, nannte Grundformeln für den Unterschied zwischen Lebendgewicht und Schlachtgewicht, kannte sich mit den Krankheiten aus, die ein solches Tier alle haben kann. Und betonte immer wieder, wie wichtig es sei, daß man einem Schwein bisweilen ein Stück Kohle zu knabbern gebe.

Dieser Schweinemann stieg in Limburg aus. Der Held begleitete ihn an die Tür und nahm eine ältere Dame in Empfang, die bis Wetzlar mitfuhr. Er half ihr bei den Koffern und sprach mit ihr über die erhöhte Geschwindigkeit der Züge. Zufällig war die Frau eine Eisenbahnersfrau, sie wußte einiges über die Neuerungen auf dem Schienenstrang und erwähnte eine Maschine, mit der man Gleise stopft, also die Steine unter die Schwellen packt. In Gießen verlor ich den Helden für ein paar Minuten aus den Augen. Kurz darauf aber sah ich ihn mit einem anderen jungen Mann im Gang stehen. Ich ging vorüber und hörte mit halbem Ohr, wie die beiden darüber sprachen, daß Deutschland leider zu wenig Erdölquellen besitzt.

In Gießen kam der Held wieder in das Abteil. Wir beide waren bis Marburg allein. Der Held versuchte ein Gespräch mit mir, störte mich bei der Arbeit, und ich konnte ihn nur dadurch loswerden, daß ich ihm sagte, ich sei Journalist. In Kassel war ich übrigens mit meiner Arbeit fertig und konnte zuhören, wie der Held mit einem sehr gut gekleideten Herrn plauderte, der gerade eingestiegen war. Der Herr erzählte sehr interessant von einer Reise, die er vor zwei Jahren durch den spanischen Teil von Marokko gemacht hatte. Mit Spahis als Führern mit Raupenautomobilen durch Sandwege, mit weißen Anzügen durch die winkeligen Gassen der flimmerheißen Städtchen da unten. In Nordheim traf dieser Herr einen Bekannten, in dessen Abteil er übersiedelte. Ich ging zum Speisewagen. Bekam einen Platz, auf dem ich der Tür den Rücken zukehrte. An der Seite des Wagens übrigens, die mit vierplätzigen Tischen ausgestattet ist.

Und hier ereignete es sich! Ich hörte eine bekannte Stimme hinter mir und drehte mich um. Hinter mir, Rücken an Rücken wir beide, saß der Held! Zwei junge Damen in Begleitung einer älteren traten gerade an seinen Tisch, und der Held übergoß sie gerade mit seinen Liebenswürdigkeiten. Ich bedauerte schon, seine Reden jetzt für die ganze Dauer des Abendbrotes hinter mir einherplätschern zu hören. Denn ich wußte noch nicht, wie interessant es werden würde.

Ich wurde auch erst aufmerksam, als ich das Wort „Schweine" hinter mir hörte. „Ja, das ist wirklich interessant!" erzählte der junge Mann. „Mein Onkel, den ich soeben besucht habe, hat eine der größten Schweinezüchtereien Deutschlands, mit eigenem Gleisanschluß an die Bahn. Seine Tiere sind berühmt, und ich weiß auch, welches das Geheimnis seiner Erfolge ist. Sehen Sie, jeden Morgen bekommt jedes Schwein ein großes Stück Koks, ein Stück von etwa fünf Pfund, kleine Schweine entsprechend weniger. Es reinigt die Därme und macht die Haut weich, gibt ein glattes, gutes Aussehen. Leider ist Koks natürlich etwas teuer, auf mein Anraten wird der Onkel es mit Hausbrand versuchen."

Ich rührte mich nicht. „Dieser Zug ist übrigens sehr angenehm, überhaupt fahren die Züge jetzt bedeutend schneller. Man hat da ein neues Verfahren, die Schienen fester zu legen. Ich bin der Sohn eines Fabrikdirektors, der die dazu verwendeten Apparate, sogenannte Schienenstopfmaschinen, konstruiert hat. Sie arbeiten mit über hundert PS und leisten einfach Fabelhaftes. Man soll ja überhaupt nicht für möglich halten, was heute nicht alles gemacht wird. Ich bin auf der Reise nach Berlin, zu einer Erdölkonferenz. Deutschland wird sein Erdöl selbst herstellen lernen, davon sind wir alle in Fachkreisen überzeugt. Aber ich will die Damen nicht mit Chemie belasten." Eine der jungen Damen sagte, gerade für Chemie interessierte sie sich ungeheuer. Trotzdem entschuldigte der Held sein technisches Gespräch und wandte sich mit dem Bemerken an die ältere Dame, das unbefangene Reisen sei doch eigentlich das Allerschönste. „Ich bin im vorigen Jahre in Marokko gewesen. Auf einige Monate, im Sommer hat man da drunten Regenzeit, im Winter ist es dafür sehr heiß. Man trägt dann natürlich weiße Anzüge, schon wegen der Moskitos. Ich lernte einen Araber kennen, der mir heute noch schreibt. Leider habe ich gerade keinen Brief von ihm bei mir. Der gute Kerl muß mit jedem Brief drei Tage reisen, um an eine Poststation zu kommen. Schlechte Sandwege, die nur mit Raupenautomobilen zu bewältigen sind. Sehr interessant nicht wahr? Und die Burnus, die mir während meiner Zeit dort unten Führerdienste getan haben, prachtvolle Kerle — —"

Weiter kam der Held nicht. Ich drehte mich um, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Alter Freund, der Herr vorhin, von dem Sie diese Geschichte haben, sagte aber, es seien Spahis gewesen! S wie Schwindel, P wie Prahlerei, A wie Angeber, H wie Hochstapler, I wie kleiner Itzig!" Damit ging ich.

Hinter mir verließ der Held den Speisewagen.



Gutgemeinter Rat.

Ein junger Mensch, der immer eher sprach als dachte, dem es überhaupt sehr an Verstand gebrach, verteidigte in einer Gesellschaft das bekannte Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand."

Jemand aus der Gesellschaft, der den Menschen nicht länger hören mochte, rief ihm zu: „Mein Herr, bitten Sie ja Gott flehentlichst, daß er Ihnen baldigst ein Amt verleiht."

Cromwells

erste Münze hatte auf der einen Seite die Inschrift: Gott mit uns! und auf der anderen das Wappen der Republik England. Daran ersieht man, sagte ein Anhänger der königlichen Partei, daß Gott und die Republik nicht auf einer Seite sind.

Gleim

wurde von einer Edeldame gefragt, ob er seine Freunde in seinem für sie erbauten „Musen- und Freundschaftstempel" in ganzer Figur malen lassen werde? Er erwiderte: „Nur die Ritter lassen sich in ganzer Figur malen, damit man den Sporn sehen kann! Von Gelehrten malt man nur die Köpfe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg